

Das Fuolghira Openair

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2020)**

Heft 58

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-880968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Fuolghira Openair

Auszug aus einem Romanmanuskript, in dem eine Schlüsselszene im Leben der Protagonistin, Romina Raghi, erzählt wird, der hier bewusst wird, dass sie in ihrem Leben noch viel tiefer graben und forschen kann als bisher.

von HZ

Beim Surfen konnte ich nicht schreiben – aus rein technischen Gründen. Ich sollte also nie eine grosse Surferin werden. Ich war eher ein Mammutgemüt auf dem Surfbrett. Ein Urgestein, das sich auf der Suche nach einer Heimat und nach einer Sippe irgendwie in der Zeit und dem Ort geirrt hat. Viel Sinn für Abenteuer, doch die hellwachen Augenblicke!, der Widerstand des kleinen Brettes gegen meine Fusssohlen im Wellental, Leichtigkeit und Biogsamkeit in der Schwerkraft des festen Standes, ein Körper in fokussierter Bewegung, instinktgetrieben, gewillt zu leben, in meiner Seele ein wundervoller Flug, sowohl ein radikales Sich-Fallen-Lassen als auch ein für diesen Moment unendliches Getragen-Werden von Wind unter Flügeln, Licht, das ich war, Glück, das ich war, geschützt, unantastbar, die Wasserwände um mich tosend, sich aufbäumend und raunend wie ein verwunschener Hexenzirkel – nun, im Grunde genommen gefiel mir das doch auch ganz gut, doch ich muss mich wohl meinem Mammutchicksal fügen.

Schauen Sie, die Geschichte geht folgendermassen: Ich tanzte um Mitternacht an einem Festival tief in den Schweizer Alpen. Mit Freunden. Damals, als ich vorhatte, zum Meer zurückzukehren. Das lodernde Licht des Feuers zuckte über die sich durch die Masse der Finsternis wiegenden Körper. Rhythmen. Gras kitzelte meine nackten Füsse. Unabwendbar war es, dass ich mich mit etwas Neuem verflechten würde. Der Nachthimmel: eine funkelnde Weite. Suure Moscht in meinem Mund. Sascha lachte auf und schimmerte wie ein Irrlicht durch die flackernde Dunkelheit, an mir vorüber wirbelnd, die Arme gehoben wie zwei kraftvolle Schwingen, eine glimmende Zigarette zwischen den Fingerspitzen. Das war der Moment. Wieder einmal hatte sie genau die Worte gefunden, die ich eines Tages ebenfalls zu sprechen wünschte.

Im Morgengrauen, nach dem grossen Fabulieren, das nun surreal und herbeigeträumt schien, als die Nebel durch das Tal zogen und alle ausser mir schon schliefen – ich sass oberhalb der Zelte gegen das Wurzelwerk der alten Eiche gelehnt – konnte ich es kaum fassen, dass ich ihr hatte begegnen dürfen. Das war der Moment, als ich ihn und all die mit ihm verbundenen Träume verliess. Ich musste mich Büchern zuwenden. Das Leben an sich war nicht mehr genug. Ich wollte Vielschichtigkeit verkörpern. Und ja, ich habe mich oft nach seiner warmen Umarmung gesehnt, nach dem Geschmack seiner salzigen Haut gegen meine Zungenspitze, nach dem Widerstand des rauen Brettes gegen meine Mammutfüsse und nach den weissen Lagerfeuern am nächtlichen Strand. Und vielleicht liess ich etwas ganz Reales, Wirkliches – er und ich und die Meeresbrandung – hinter mir, und wendete mich dem Entschlüsseln und dem Verschlüsseln von Texten zu, und vielleicht scheint Ihnen das auch heute noch ziemlich verrückt. Doch das war und ist mein Weg, und ich gehe ihn, immer tiefer ins Labyrinth der Worte.

Ja, die Nacht, die Nacht, die Musik, der Tanz. Ich ruhte mich ein wenig am Rand der Feier aus und beobachtete das bunte Treiben. Dann, ohne Vorwarnung: Sascha löste sich aus der tanzenden Menge wie ein verschmitzter Kobold und setzte sich schwungvoll neben mich ins Gras.

Ich verführe mich oft selber. Ist meine Leidenschaft, raunte sie mir zu und grinste im unstillen Licht wie ein Hai auf einer Postkarte, sich mir zuwendend. Einige ausgetüftelte Zöpfe fielen schräg über das gleissende Haar: Ich stelle mir gerne vor, wenn ich es so banal und völlig am Punkt vorbei formulieren darf, ich, Mann, verführe mich, Frau. Oder umgekehrt. Du kannst dir vorstellen, dabei sind wir, ich und ich, alles dazwischendurch und daran vorbei. Wir, die Vielen, die wir sind, sprengen in der Liebe, die wir uns zu geben haben, diesen sprachlich so eng gezogenen Rahmen von Mann und Frau. Und ich sag dir, wir verstehen uns nicht immer. Freudvolle, turbulente Liebkosung, Geborgenheit im Streit und im sonnigen Miteinander. Ich schmunzelte und fragte: Also ist an dir mehr dran, als man glaubt? Lachend warf sie ihren Kopf in den Nacken: An mir ist echt mehr dran als man glaubt. Sie tippte sich gegen den Kopf: Ich verfüge über Vorstellungsgabe. Magie, pure Magie. Kennst du das auch, wenn der Kopf dir das Herz verdreht? Ich nickte: Natürlich. Die Euphorie, wenn ich gehe. Nur, weil mein Kopf denkt: Freiheit! Jetzt, sofort, Freiheit! Und das Herz folgt und vergisst alles, was es bisher an der anderen Person schätzte, und will radikal frei sein. – So ist es, sagte Sascha: Und das Schönste daran ist, dass man einfach so gehen kann. Keine Grübeleien. Nichts besser als das alleine-Mit-sich-Sein. Ich warf ihr einen forschenden Blick zu: Was machst du dann hier? Wieso bist du nicht alleine mit deinem Spiegelbild? Sie zerkugelte sich im Gras vor lauter Lachen. Ertappt, brachte sie vergnügt hervor: Ich mag andere Menschen doch ganz gut leiden. Sie haben so was Verfängliches an sich, die Menschen, und ich mag das. Kein Grund zur Sorge, ganz nebenbei, wenn du mich bis auf die Knochen blamiert hast, also indem du mich zu solchen grauenhaften Konfessionen zwingst, dann fühle ich mich erst so richtig wohl. Das ist der masochistische Anteil meiner inneren Hassliebe. – Der Akt der Offenbarung gefällt dir? – Oh ja, glaub mir, wenn ich mich selber sezieren darf, und bis zu meiner Schwäche für Fehlritte und geselliges Beisammensein vorgedrungen bin, dann fängt der Spass erst an. – Sprechen wie schreiben, nickte ich zustimmend: Wahrheiten sprechen. – Du schreibst auch? Weisst du, ich, ich kann nicht anders als zu schreiben, auch wenn ich mich fürchte. Ja, das Beste im Leben ist gfüchtig, sagte Sascha etwas verschwörerisch. Schweigen würde mich jetzt auch nicht mehr schützen. Also: Wahrheiten. Ich spreche meine Wahrheiten. Ich schreibe meine Wahrheiten.

Hier war ich also. Unerwartet – Sie ahnen gar nicht, wie unerwartet es für mich war, mich so vollkommen aufzufinden. Frei. So, als habe ich all die vermoderten Gewebe, die mich mit der Vergangenheit verstrickten, bevölkert von Mythengestalten, aufgetrennt und die abgenutzten Fäden herausgelöst, um mich danach aus eigenen Stricken neu zu knüpfen. Ich brauchte niemanden. Nicht einmal zum Träumen. Doch genau jetzt sass ich neben derjenigen, die ich zwar nicht brauchte, die mir aber den Kopf verdrehte.

Während Sascha mir von ihren fiktionalen Gegenstücken erzählte, von den «Kuriosen Klamauken», einer delinquenten Mädchenbande, schlug ihre Stimmung ins Nachdenkliche um: *Freiheit ist ein Wort, das mir den Kopf verdreht. Wenn ich mir Freiheit vorstellen und sie ausformulieren könnte, haptischen, gelebte, wunderbare Freiheit, dann wäre diese Freiheit hier in meinem Leben gegenwärtig. Doch solange ich sie nicht klar denken kann, bleibe ich verfangen in einer fast unerträglichen Normalität. Da sind Tage, an denen der Mut mich verlässt. Ich werde nie, nie, nie die Freiheit artikulieren! Ich kann sie nicht kristallklar denken und hinaus in die Welt schleudern.* Ich nickte, denn ich wusste, wovon sie sprach. Bin in der Normalität verfangen. Die Medizin dagegen: Ich verstricke mich immer wieder herumstreunend in Gedankendialoge. In langatmigen Sätzen erzähle ich meinem imaginären Gegenüber von meinem Leben. Wenn ich gehe, dann können die Gedanken fließen. Ich wage einen sonnenbeschienenen Spaziergang und da ist es. Da sind sie. Gedanken: frei, fließend, und ich darf folgen. Das ist das Beste, wenn die Freiheit vom ganzen Körper getragen wird.

Ich sagte also zu Sascha: *Freiheit ist ein Gehgedankenfluss. Ich gehe und gehe, und ich entwirre mich, Erzählstrang um Erzählstrang. In dem Moment bin ich mehr erdichtet als wirklich. Gehge-*

*Wir, die Vielen, die wir sind,
sprengen in der Liebe, die
wir uns zu geben haben,
diesen sprachlich so eng ge-
zogenen Rahmen von Mann
und Frau.*

dankenfluss halt. Ich bin nicht zu greifen. Ich will nicht zu greifen sein. Bin so in die Fiktion meines eigenen Lebens vertieft, dass ich keine Wahrheiten, keine Geständnisse schreibe, wenn ich von mir, Romina Raghi, schreibe, sondern dass ich dichte. Denn ich bin nicht echt, ich fühle mich nicht echt, ich will nicht echt sein. Ich will Mutantin werden, etwas halb Echtes und halb Erfundenes, ineinander verwachsen. So, wie auch sie mir schien mit ihrer durchdachten Rhetorik und ihrer silbernen Böe von Haar, ganz da, doch dieses Dasein war vielschichtig, und niemand konnte es greifen, niemand deuten, niemand verstehen. In ihrer Gegenwart durfte ich fabulieren.

Wir flüchteten zu den Sternen. Zwischen uns, ineinander verschlungen, und der Milchstrasse wiegte sacht das fragile Schattengeäst der Bäume. Unter uns Sommergras. Nahe, so nahe, ein Körper, der mich beehrte, der mir durch seine Nähe meine unfassbare Lebendigkeit war. Das ferne Glühen am Nachthimmel erlaubte meinen Gedanken, rasant die Vergangenheit, das Jetzt und die Zukunft zu umspannen - mich zu lesen, während unsere Lippen kaum voneinander liessen. Aus der Ferne hörte ich das Stimmengewirr unserer Freunde. Ich las mich. Wer ich gewesen war. Die ich nun nicht mehr war. Wie ich mich getäuscht hatte. Und was mich nun an neuen Tagträumen erwartete. Endlich wusste ich die vergangenen Monate, nein, die vergangenen Jahre zu deuten. Die Lage hatte sich vor meiner Abreise Richtung Schweiz ins Unerträgliche zugespitzt und nun eilten meine Gedanken auf die Erkenntnis zu. Zeichen der anhänglichen Verliebtheit, genau jetzt, da ich endlich verstand, dass ich nicht mit ihm, sondern wie er sein wollte, also verwirrt-provokant-attraktiv auf Frauen wirkend. Ich beehrte also nicht ihn, sondern viel mehr: er zu sein. Sehnsucht nach einem Körper, an mich geschmiegt, so wie Sascha es war, meine Hände in ihrem wogenden Haar, ihre Zunge, ihre Lippen, weiche kühle Blütenwangen, Sanftheit, Sanftheit und Begehren.

//////////
Er möchte nicht solidarischer
Mann genannt werden, erklärt
er. Das sei ein Attribut, mit dem
sich nicht wirklich feministische
cis Männer schmücken, um gut
dazustehen. Er hingegen nehme
den Feminismus ernst. Der
feministische Streik im Sommer,
das sei der anstrengendste Tag
seines ganzen Lebens gewesen!
Von früh bis spät sei er auf den
Beinen gewesen und habe geholfen,
wo er konnte, beim Aufbau und
beim Abbau und an der Bar und...
- dass ich ihm längst nicht mehr
zuhöre, bemerkt er in seinem Eifer,
mir seine Solidarität zu beweisen,
gar nicht.

//////////
An einer Sitzung zu Queerfeminismus
beschwert sich irgendeine*:
Eh Mann es isch efach so astrengend
gsil S'het efach überall nume
dudes und dicks gha! - My trans
dick is so sick of your feminism.
(Das * bedeutet in diesem Fall,
dass die betreffende Person cis ist).

//////////
Vor dem feministischen Streik erklärte
mir ein Typ (natürlich un-gefragt)
ausführlichst, wieso wir unbedingt
auch Polizist:innen mobilisieren
sollten. «Wir müssen ja alle auf
unserer Seite haben, auch den Staat
[...quäquäquä]». Ich versuchte
angestrengt, ihm klar zu machen,
dass es per se nicht angebracht
ist, dass er mir als cis-Mann erklärt,
welche FTIQ* wir mobilisieren
sollten. Und ich betonte auch,
dass ich seine Meinung
wirklich ausserordentlich
beschissen finde. Das verstärkte
seinen Mansplaining-Anfall
aber nur.

//////////
Mein Vater checkt jetzt manchmal
selbst, wenn er mir, meiner Schwester
oder meiner Mutter unnötigerweise
Dinge erklärt. Er sagt dann:
«Ouh, jetzt han wieder mansplaint,
hm?» Dafür wollen wir ihm
natürlich keine feminist cookies
geben, aber wir feierns - heimlich! -
trotzdem ein bisschen und
danken leise Rebecca Solnit für
den Begriff.

//////////
Beim Catern für eine Gruppe
bougie Bänker: Einige von ihnen
besitzen eine App, mit welcher
Weinflaschen, die wir servieren,
gescannt werden können, um
allerlei Information und den Preis
rauszufinden. Gegen Ende des
Abends beginnen einige der
Männer auch uns, die Kellnerinnen,
zu «scannen» und danach zu fragen,
wie teuer wir denn wären.
#hatecatering #hatebankers



von LaBi